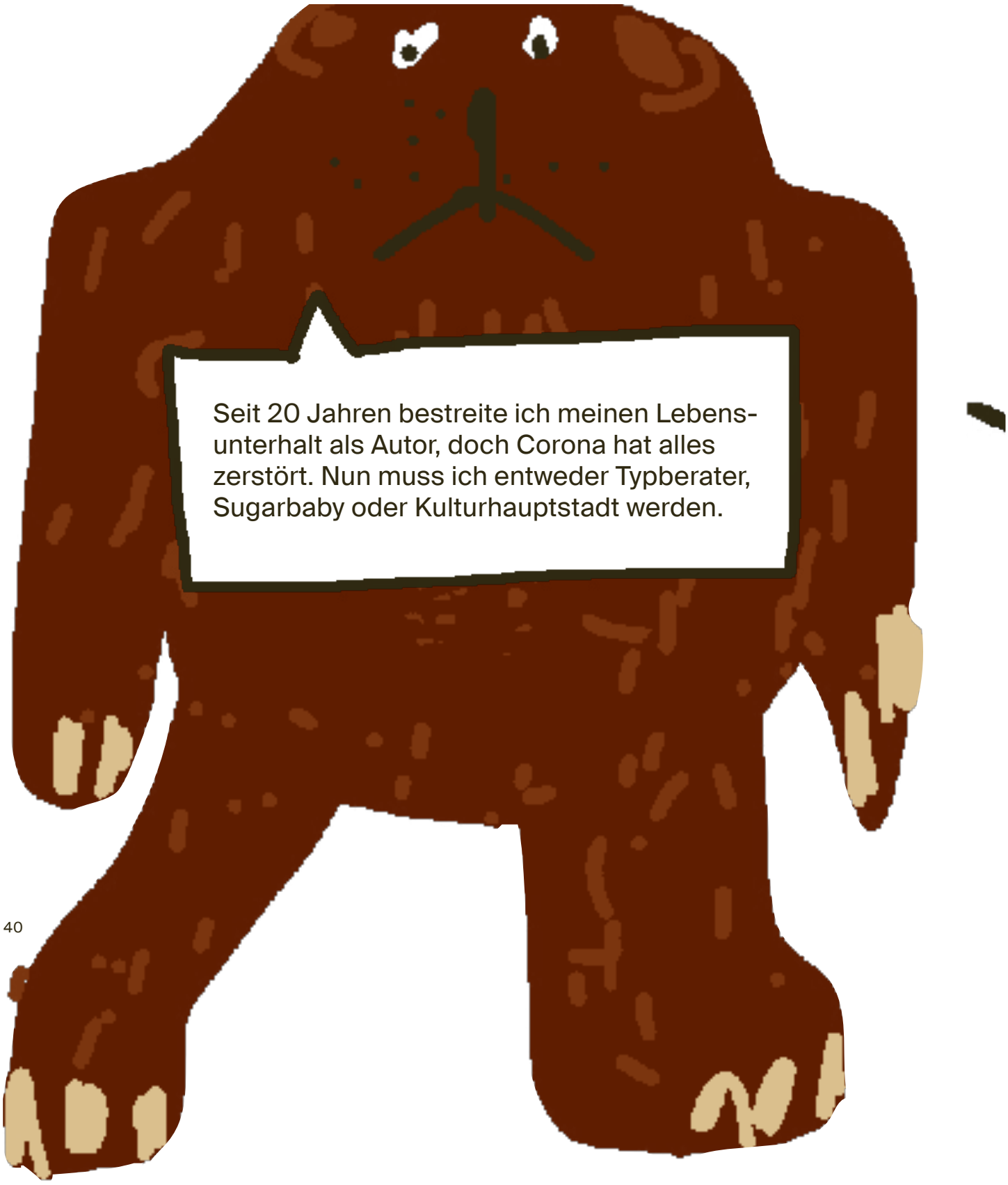


VERHUNGERN METROPOL

Text Ahmet Iscitürk

Illustration Isabell Schmiedebach und Lorena Thunn

IN DER REGION

Heute ist Halloween und ich könnte scherzen, dass ich mich bestens darauf vorbereitet habe, indem ich seit Monaten eine Maske trage und Süßigkeiten in mich hineinstopfe. Von derart billigen Gags möchte ich jedoch Abstand nehmen, schließlich behandelt diese Kolumne ein sehr ernstes Thema. Es geht um die Arbeit. Glücksforscher und Verfasser von Ratgeberbüchern fordern, dass wir mehr leben und weniger arbeiten sollen. Was genau möchten sie uns damit sagen? Verwandeln wir uns in Leichen, während wir arbeiten? Trachtet uns die Arbeit nach dem Leben?

DARF ICH MICH BEI DER ARBEIT NICHT LEBENDIG FÜHLEN?

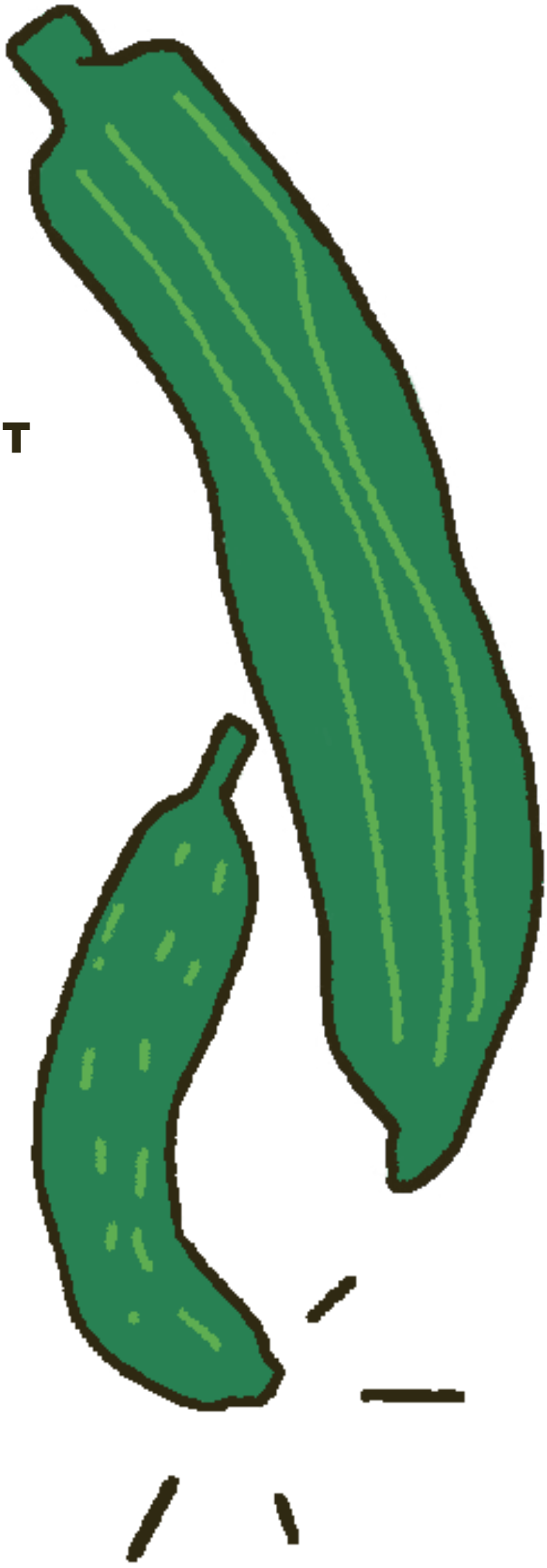
Ist es nicht die Arbeit, die uns das Leben erst ermöglicht?

Ich weiß nur, dass ich mein trostloses Dasein über 20 Jahre lang mit dem Schreiben finanzieren konnte, doch diese Zeiten sind endgültig vorbei. Der Abwärtstrend begann mit dem schleichenden Tod der Printmedien. Viele der Verlage, die meine Dienste regelmäßig in Anspruch nahmen, existieren heute nicht mehr. Die Anzeigenkunden reagierten blitzschnell auf den digitalen Wandel, während Verlagshäuser erst die fünf Sterbephasen durchlaufen mussten: 1. Nicht wahrhaben wollen. 2. Zorn. 3. Verhandeln. 4. Depression. 5. Akzeptanz.

Obwohl ich übergewichtig bin und meine Komfortzone ungern verlasse, gelang es mir, mich beruflich neu zu erfinden. Vom gut bezahlten Print-Redakteur zum schlecht bezahlten Content-Söldner. Wäre ich Optimist, dann würde ich es als Glück im Unglück bezeichnen. Ich war nämlich gezwungen, meine Fähigkeiten zu erweitern. Es ging Schlag auf Schlag. Plötzlich schrieb ich Gags fürs Frühstücksradio sowie Drehbücher für Film und Fernsehen. Die Qualität war ähnlich schlecht wie die Bezahlung, aber dafür ist der Wert einer prestigeträchtigen Außenwirkung bekanntermaßen unbezahlbar. Dann kam Corona und plötzlich bemerkten die Menschen, dass sie auch ohne meine Texte überleben konnten.

Ich verfüge nun über eine Menge Freizeit, aber was bringt mir ein leerer Terminkalender, wenn ich keine Kohle habe? Man kann ja nicht den ganzen Tag Netflix gucken oder Bücher lesen. Außerdem verstarb vor kurzem mein Lieblingsautor Günter de Bruyn und mein neuer Lieblingsautor ist leider scheiße.

Ich habe damit begonnen, meine Erwerbslosigkeit mit Vormittagsspaziergängen aufzulockern. Dabei ist mir nicht entgangen, dass mein Stadtteil Gostenhof



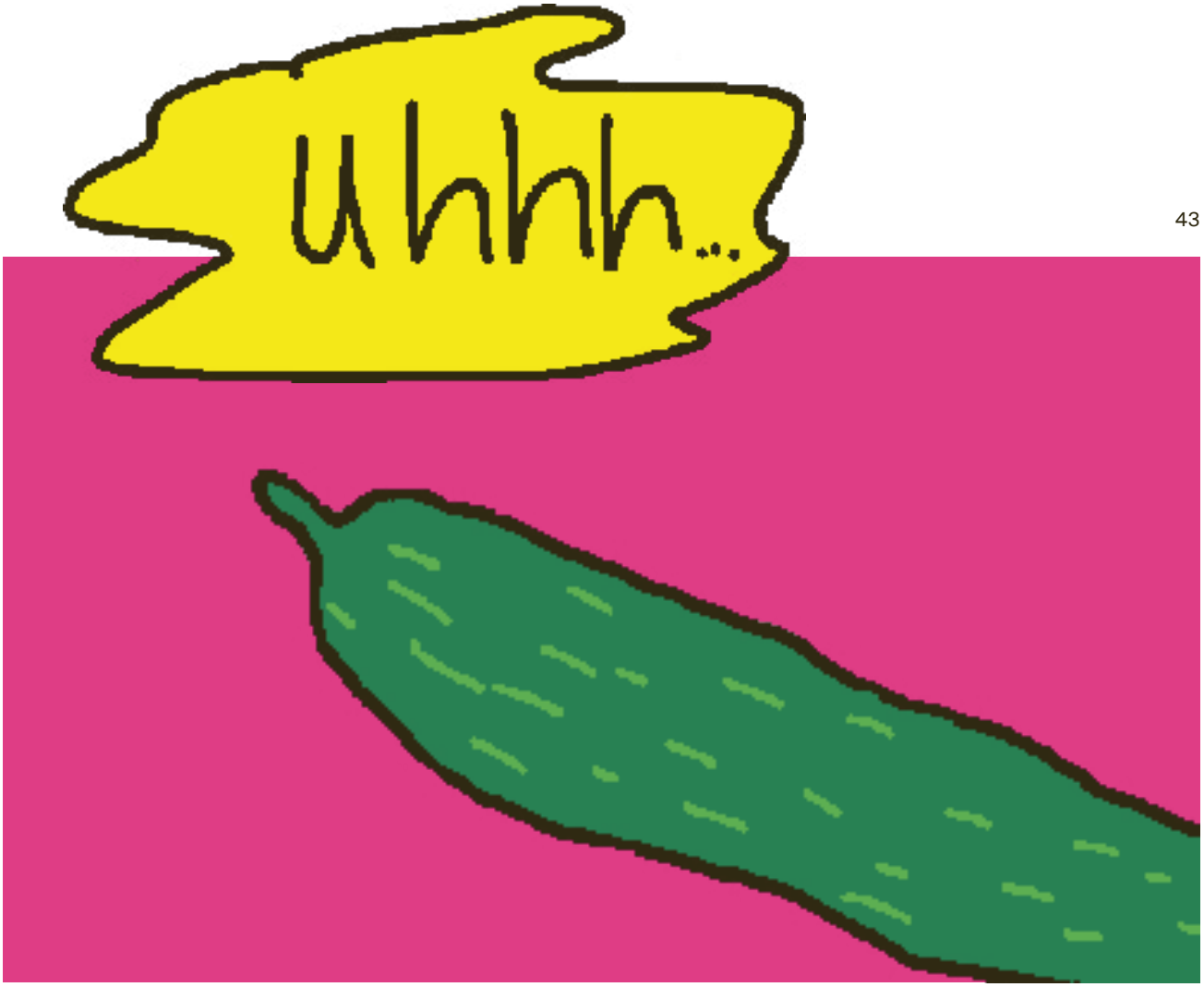
keine normalen Menschen mehr beherbergt. Vormittags schon gar nicht, denn da trifft man in GoHo nur Gescheiterte und Versehrte. Agentur-Heinis, die wegen Burnout zu Hause bleiben und „echt voll happy“ sind, ob der entschleunigenden Wirkung der Pandemie. Gostenhofs Kunstschaffende sehen den viral bedingten Stillstand ebenfalls positiv. Ihre Ausstellungen und Konzerte bleiben zwar leer, doch das war vor Corona nicht anders. Jetzt können sie wenigstens Soforthilfe beantragen – zumal es sehr praktisch ist, den eigenen Misserfolg einer Seuche in die Schuhe schieben zu können.

Vor dem Salon Regina erzählt mir eine blauhaarige Tätowierte, dass alleinerziehende Künstlerinnen die größten Verlierer der Corona-Krise sind. Damit hat sie nicht unrecht. Ich würde auch lieber mit einem Beatmungsgerät auf der Intensivstation chillen, als mit einem antiautoritär erzogenen Arschlochkind eingesperrt zu sein.

So schlendere ich also an kulturellen Begegnungsstätten und Nachhaltigkeitsmanufakturen vorbei, während mit Kindern gefüllte Fahrradanhänger die Wege blockieren. Sie wirken wie miniaturisierte Gefangenentransporter, aus denen mich ängstliche Augen anstarren. In der Fürther Straße haben Mitglieder einer LGBTQ-Vereinigung einen kleinen Stand aufgebaut.

GROSS UND KLEIN BASTELN GEMEINSAM SEXSPIELZEUG AUS GERETTETEN LEBENSMITTELN.

Viele Interessierte mit Fahrradanhängern haben sich eingefunden, um die sexuelle Vielfalt zu zelebrieren und ein positives Zeichen zu setzen. Darunter auch meine Nachbarin. Hier heuchelt sie Toleranz, aber wenn ich morgens in Unterhosen zum Briefkasten schlurfe, wirft sie mir vor, mein Anblick würde den Wert ihrer Eigentumswohnung senken.



Tatsächlich fühle ich mich von den Homosexuellen verraten. Als verklemmter Hetero habe ich immer bewundert, wie ungezwungen Schwule mit ihrer Sexualität umgehen. Ende der 80er begleitete ich meine schwulen Freunde sogar regelmäßig in einen Gay-Schuppen namens „Come Back Disco Club“. Dort war ich buchstäblich der Hahn im Korb. Bei heterosexuellen Frauen erreiche ich auf der Sexy-Skala höchstens eine 2 von 10, aber schwule Männer sehen in mir einen hochwertigen Brutalo-Knuddelbären der Stufe 10. Zumindest war das mal so. Ich wurde von Verehrern massiv bedrängt, mit Drogen und Getränken versorgt. Zum ersten Mal in meinem Leben galt ich als Objekt der Begierde. Ich tanzte die Nächte durch und fühlte mich wie ein Sexgott. Sogar ein reicher Immobilienbesitzer buhlte um meine Gunst. „Wärst Du mein, dann müsstest Du nie mehr arbeiten“, hauchte er mir ins Ohr. Ich hätte über meinen Hetero-Schatten springen und sein Angebot annehmen sollen, dann müsste ich jetzt nicht erwerbslos in GoHo dahinvegetieren.

Meine homosexuellen Freunde waren die Königinnen der Nacht. Schillernde Persönlichkeiten reinen Herzens. Sie hatten nur Liebe für ihre Mitmenschen übrig. Pit war der Beste von allen und der einzige Schwule, der das Verbot der Homo-Ehe völlig okay fand. „Haben wir unser Leben lang für die Freiheit der Schwulen gekämpft, um uns dann in den heiligen Käfig der Ehe sperren zu lassen?“, argumentierte er völlig zu Recht.

Ende der 90er veränderte sich alles. Meine Paradiesvögel wurden sesshaft und verbrachten ihre Freizeit lieber mit Kuchenbacken oder Schrebergartenpflege. Es brach mir das Herz.

Jetzt stehe ich vor dem Bio-Supermarkt in der Gostenhofer Hauptstraße. Ich muss mir Hafermilch kaufen, weil mir der Konsum normaler Milch eine beschleunigte Darmpassage beschert. Vor dem Eingang bemerke ich eine dicke Frau, die mich seltsam anstarrt. Ich versuche sie zu ignorieren, während ich mich dem Eingang nähere. Jetzt beginnt sie zu schnauben wie ein Wildschwein, das seinen Nachwuchs verteidigt. Ich kann aber nirgends Ferkel sehen.

Dann fällt es mir wie Schuppen von den Augen: Das ist doch Maria, eine ehemalige Kollegin von mir! Unser letztes Zusammentreffen liegt mindestens 20 Jahre zurück und da hatte sie locker 40 Kilo weniger. Gerade als mich diese Erkenntnis ereilt, raunzt mich Maria an: „Kennst mich nimmer oder was?“ Ich fühlte mich ertappt und versuche mich zu rechtfertigen: „Sorry, Maria. Ich hab Dich ned erkannt, weil Du so fett geworden bist!“ Ich beginne den Satz, doch mir wird klar, dass ich ihn so nicht beenden darf. Es wäre diskriminierend und böse. Also improvisiere ich, um den Satz in Echtzeit umzuformulieren: „Sorry, Maria. Ich hab Dich ned erkannt, weil ich so fett geworden bin!“

Der Satz ergibt überhaupt keinen Sinn, also versuche ich schnell das Thema zu wechseln. „Und? Alles klar bei Dir?“, frage ich ganz unverbindlich. Maria erzählt, dass sie von ihrem Mann betrogen und verlassen wurde. Ausführlich und gewissenhaft schildert sie mir 87 Minuten lang ihre Probleme. Ich komme kein einziges Mal zu Wort. Ich würde ihr gerne mitteilen, dass sie ihren Kummer in sich hineinfressen und mich nicht langweilen soll. Ich bin aber zu feige, höre weiter zu und nicke verständnisvoll. Rettung naht in Form einer weiteren unförmigen Person. Wie sich herausstellt, ist sie eine Typberaterin aus München. Sie wird Maria dabei helfen, mehr aus sich zu machen. „Wir kaufen jetzt eine ganz tolle Bio-Creme, um Marias Typ zu unterstreichen“, sagt die Münchnerin. Ehrlich gesagt wusste ich gar nicht, dass es sich bei Nutella um ein Bio-Produkt handelt.

Jedenfalls verabschiede ich mich zügig von den Damen, um über meine Zukunft nachzudenken. Warum werde ich nicht Typberater für übergewichtige Frauen? Wie schwer kann der Job schon sein? Ich bringe sie zu einem Frisör, der ihr einen frechen Kurzhaarschnitt verpasst und anschließend behänge ich ihren Körper mit wallenden Tüchern, um die gröbsten Behinderungen zu kaschieren. Während der gesamten Prozedur bescheinige ich ihr eine tolle Ausstrahlung und am Ende kassiere ich 1.000 Euro. Es ist ein asoziales und verantwortungsloses Geschäft, aber ich habe lange genug auf die Gefühle meiner Mitmenschen Rücksicht genommen.

ICH MÖCHTE KEIN OPFER MEHR SEIN – AB HEUTE BIN ICH DAS RAUBTIER.

Da erfolgreiche Killer keine Hafermilch saufen, spaziere ich zum China-Restaurant in der Bleichstraße. Das All-You-Can-Eat-Menü ist günstig und reichhaltig. Während ich einen Trog voller Knoblauchgarnelen inhaliere, stürmen kostümierte Halloween-Kids das Restaurant. „Süßes oder Saures! Süßes oder Saures! Süßes oder Saures!“, brüllen sie laut. Ich spendiere ihnen die Nummer 34a: Hähnchen Süß-Sauer. Eines der Kinder wirkt sehr traurig. Ich lege dem Buben die Hand aufs Knie und versuche dabei so unpädophil wie möglich zu wirken. „Was hast Du denn, mein Junge?“, frage ich. Eine einzelne Träne kullert ihm über die Wange, als er zu mir aufblickt und antwortet: „Ich bin Fürther.“